7 D. Weiße

Israelitische Wochenschrift

Nr. 39. | Berlin, 23. September 1904. | Jahrgang XIII

Jüdische Gemeinde

Fest-Gottesdienst.

Freitag, den 23. September, abends 6 Uhr.

Samstag, den 24. September, in der alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, vorm. 9½ Uhr, Herr Rabbiner Dr. Eschelbacher. Neue Synagoge, vorm. 10 Uhr, Herr Dr. Warschauer. Synagoge Kaiserstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig. Synagoge Lindenstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Blumenthal. Synagoge Lützowstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier. Synagoge Rykestraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Weiße.

Samstag, den 24. September, abends 6¾ Uhr.

Sonntag, den 25. September, in der alten Synage morgens 8½ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.

Abendgottesdienst 6 Uhr 42 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte-, Kaiserstr.- und Rykestr.-Synagoge morgens 6½ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 5½ Uhr.

Der Konfirmandenkursus

bei den Mitgliedern des Rabbinats unserer Gemeinde, den Herren:

Rabbiner Prof. Dr. Maybaum, Hinter der katholischen Kirche 1,
Rabbiner Dr. Rosenzweig, Oranienburgerstr 27,
Rabbiner Dr. Stier, Oranienburgerstraße 39,
Rabbiner Dr. Weiße, Oranienburgerstraße 33,
Rabbiner Dr. Eschelbacher, Alexanderstraße 49,
Rabbiner Dr. Blumenthal, Monbijouplatz 4,

beginnt

Montag den 3. Oktober cr.

Anmeldungen nimmt jeder der genannten Herren wochentäglich von 11 bis 12 Uhr entgegen.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

F. V. GRÜNFELD

Königlicher, Großherzoglicher und Fürstlicher Hoflieferant

BERLIN W., Leipziger Straße 25

Grösste Auswahl aller **Wäscheartikel** für den Hausbedarf

Anfertigung ganzer Ausstattungen

Preisliste mit Abbildungen sowie Kostenanschläge zu Diensten.

Berliner Schneider-Akademie
RUDOLF MAURER
Berlin W., Friedrichstr. 65 a.
Herren- u. Damen-Schneiderei.

Auskünfte

ohne Abonnements-Zwang

Geschäfts- u. Privat-Auskünfte

gewissenhaft, reell

Geschäfts-Auskünfte 1 M.
Privat-Auskünfte 3 M.

besorgt schnellstens

M. Riesenfeld

Berlin S.O.
Manteuffelstr. 59.
Telephon: Amt IV, 3867.
Incasso. Beobachtungen.

Jüdische Altertümer
sowie
hebr. Manuskripte
aus dem 15. 16. und 17. Jahrhundert
kauft zu hohen Preisen
Jacob Klausner, Berlin,
Wilhelmstr. 41 I.

Empfehlenswerte Hotels und Restaurants
mit ritueller Verpflegung.

Berlin C., Richters Hotel König von Portugal, Burgstr. 12.
Budapest, Restaurant I. Ranges Rafael Herz, Elisabethplatz 12.
Stettin, Grand-Restaurant Louis Goldschmidt, Schulzenstr. 19, I. Et.
Thorn, Restaurant Jacob Schachtel כשר, Schillerstr. 20.
Wiesbaden, Hirschbergers Hotel und Restaurant Nachf. B. Meyer.

Verlag von S. Calvary & Co., Berlin NW. 7
Neue Wilhelm-Straße 1.

Soeben erschien:

Die Gedichte der Bibel

In deutscher Sprache

von **M. A. Klausner.**

Mit Buchschmuck v. Judith Klausner. — 2. u. 3. Auflage.

Einfache Ausgabe: Kartoniert in 3 Bänd. Mk. 4,—
" In 3 eleg. Leinwandbd. " 8,—
Luxusausgabe in einem eleg. Ganzlederband " 12,—

Inhalt:

Band I: Prophetenworte. Das Buch Jona. Sprüche Salomos.
Kart. Mk. 1,25, in eleg. Leinwdbd. Mk. 2,50.

" II: Die Psalmen.
Kart. Mk. 1,50, in eleg. Leinwdbd. Mk. 3,—.

" III: Das Hohelied. Das Klagelied. Das Buch Esther. Das Buch Ruth. Das Buch Hiob. Der Prediger.
Kart. Mk. 1,25, in eleg. Leinwdbd. Mk. 2,50.

Die Beachtung, die die Presse dem Buch gewidmet hat, dessen erste Ausgabe schon nach 6 Wochen vergriffen gewesen, hat den Verfasser bestimmt, den Inhalt des Werkes um mehr als die Hälfte zu vergrößern. Diese Büchlein sind für Jung und Alt bestimmt; sie werden allen Bibelfreunden willkommen sein und jedem Leser großen Genuß gewähren. Die Begeisterung, die in der Uebersetzung der „Gedichte der Bibel" zum Ausdruck gelangt, überträgt sich auf den Leser und erneut seine Liebe zur Heiligen Schrift.

Berlin W., Lützowstrasse 88.

Töchter-Pensionat u. Fortbildungs-Anstalt

Frau Alma Silbermann.

Referenz: Sr. Ehrwürden Herr Rabbiner Dr. Maybaum.

Ein Geheimnis?

Es ist kaum anzunehmen, dass es noch für irgend Jemand ein Geheimnis ist, wie sehr die durch kräftigen Cacaogeschmack, durch leichte Schmelzbarkeit und besondere Zartheit sich auszeichnende

TELL-CHOCOLADE

allenthalben beliebt ist.

Verkaufsstellen durch Plakate kenntlich.

Preise 25, 40, 50, 60, 75 Pfg. und 1.00 Mark.

Fabrikanten: **Hartwig & Vogel, Dresden-A.**

Grösste Leistungsfähigkeit!

Sommer-Paletots auf Seide nach Mass **55 M.**
Englische Anzüge nach Mass **40 M.**
Gesellschafts-Anzüge nach Mass **50 M.**

Anfertigung in 24 Stunden.

Erstklassige Stoffe. — Beste Verarbeitung.

Garantie vornehmer Sitz.

Steinbergs Herren-Moden, Leipzigerstr. 23 II.

Empfehlen vorzügliche Mischungen von
chinesischen und Ceylon-Thees
in jeder Preislage.

Königsberger Thee-Compagnie,

42 Leipzigerstr. 42. **Berlin W. 8.** Telephon I, 7554.

in 1/4, 1/2, 1/1 **Pfund-Packeten und in dekorierten Blechkasten; in letzteren von 7 Pfd. ab gleich einem Postpacket.**

Proben gratis und franko.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt I, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk. alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 39. Berlin, 23. September 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Anzeigen für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 30 Pf. Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen entgegen.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Inhalt.

Der Deutsch-Israelitische Gemeindebund.

Von **M. A. Klausner.**

I.

Vor einiger Zeit ist der Deutsch-Israelitische Gemeindebund zu der Ueberzeugung gekommen, daß er hoffnungslos heruntergekommen sei und kaum noch eine andere Sorge kennen dürfe, als die, in eine neue Vereinigung aufzugehen, hinter dieser schamvoll zu verschwinden.

Das schien uns trotz aller großen und beinahe unaustilgbar eingewurzelten Mängel des Gemeindebundes und seiner gegenwärtigen Leitung ein Beweis von Selbstunterschätzung. Der Gemeindebund tut zwar nicht, was er soll, er tut zwar überhaupt fast nichts, und was er anfängt, das fängt er verkehrt an — aber unheilbar ist er doch nicht. Seine Struktur ist gesund, und nur die amtierenden Personen sind unfähig. Da aber Herr Professor Philippson selbst, der Vorsitzende des Gemeindebundes, gar so eifrig auch für die formale Nullifizierung des Gemeindebundes eintrat, so mußten wir in diesem Fall seinem Zeugnis endlich Glauben schenken.

Es entstand der Verband der deutschen Juden, der den Gemeindebund, den Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, noch andere Vereine und Verbände in sich aufnahm und mit dem Anspruch auftrat, die Vertretung der deutschen Juden zu sein.

Das war eine Fehlgeburt. Nur die Gemeinden können, wie die Dinge liegen, die Vertretung der deutschen Juden bilden. Der Gemeindebund ist diese Vertretung — wenn er seine Pflicht versteht und erfüllt. Daß er sie nicht versteht und nicht erfüllt, ist nicht Schuld des Gemeindebunds, sondern seiner Leitung. Die Fehlgeburt des Verbands der deutschen Juden wurde zur Mißgeburt dadurch, daß der Verband wiederum Herrn Professor Philippson an seine Spitze stellte. Damit war bewiesen, daß die alte Misere des Nichtsverstehens und des Nichtstuns sich erneuen und fortgesetzt werden sollte.

Herr Professor Philippson war damit zufrieden. In der konstituierenden Versammlung des Verbands der deutschen Juden hielt er einen Vortrag, in dem er von den Anwesenden verlangte, sie sollten von historischen Schauern geschüttelt sein, weil sie sich zusammengefunden hätten und ein solches Zusammenfinden seit zweitausend Jahren nicht dagewesen sei.

Man schauerte zwar nicht, aber man lachte auch nicht über den Geschichtsprofessor, der zwei Jahrtausende tief in die Vergangenheit blickte und dabei nicht sah, was zeitlich viel näher lag: Die Dreiländer- und die Vierländer-Synode, die Synode unter dem ersten Napoleon, noch spätere deutsche Synoden, die verschollen sind mit allen ihren schönen Reden, viel schöneren, als Professor Philippson sie zu halten weiß, und den Deutsch-Israelitischen Gemeindebund, der 35 Jahre alt ist und an dessen Spitze Herr Professor Philippson selbst seit neun Jahren steht. Der Gemeindebund muß ihm nicht sehr am Herzen liegen oder muß ihm wirklich herzlich unbedeutend erscheinen, da er ihn so ganz vergessen konnte.

Herr Professor Philippson, wie gesagt, war zufrieden, denn er zeichnete auch für die neue Firma, die den Bankbruch der alten verdecken sollte. Doch seine Zufriedenheit hielt nicht lange vor. Die neuen Sozietäre, namentlich die aus Frankfurt a. M., wollten die Geschäfte selbst führen und sie nicht den tätigkeitsentwöhnten Händen des nominellen Vorsitzenden

überlassen. Eine solche Organisation mißfiel Herrn Professor Philippson, kränkte sein Hochgefühl — und die Folge war, daß er sich des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes erinnerte, den er souverän beherrscht, in dem er nichts tut und alles gilt. Er erinnerte sich auch, daß er Geschichtsprofessor sei, und schrieb eine Geschichte des Gemeindebundes, von der er in ausführlichem Auszug den jüdischen Zeitungen Kenntnis gab.

In Nr. 37 haben wir den Auszug getreulich abgedruckt und eine Beleuchtung der Darstellung versprochen. Diesem Versprechen kommen wir jetzt nach.

Der Gemeindebund, erzählt Herr Professor Philippson, gleicht den besten Frauen, von denen man nicht spricht. An diesem Ruhm will er sich aber ferner nicht genügen lassen, und deshalb spricht er vom Gemeindebund und seinen Taten, seiner „vielverzweigten Wirksamkeit". Der Bund ist als „Organisator" tätig gewesen, „es ist ihm gelungen, zwei staatliche Behörden für jüdische Angelegenheiten in sich zu vereinigen".

Das klingt sehr schön und sehr stolz — nur schade, daß das Verdienst nicht dem Gemeindebund zukommt. Der verstorbene Eugen Rosenstiel ist es gewesen, nicht der Gemeindebund, der die Mittel zur Errichtung der Fürsorge-Erziehungsanstalt für Knaben in Repzin bei Schivelbein hergegeben hat. Nicht der Gemeindebund, sondern die Berliner Jüdische Gemeinde hat die Fürsorge-Erziehungsanstalt für Mädchen in Plötzensee eingerichtet. Nicht der Gemeindebund, sondern wieder ein Privater hat die Kolonie in Neu-Weißensee geschaffen. Der preußische Minister des Innern hat durch Rundschreiben vom 19. März 1901 gestattet, daß die Landeshauptleute, Landesdirektoren und Magistrate von dem Angebot des Gemeindebunds Gebrauch machen, jüdische Fürsorgezöglinge in Repzin und anderwärts unterzubringen. Darauf stützt Herr Professor Philippson die Ansicht, daß dem von dem Ausschuß eingesetzten Kuratorium für die Fürsorge-Erziehung und den von ihm verwalteten Anstalten „sozusagen ein halbamtlicher Charakter verliehen worden".

Man kann nicht bescheidener sein.

Gewiß sind die genannten Institute rühmenswert; doch nicht dem Gemeindebund gebührt dafür Anerkennung, denn nicht er hat sie geschaffen. Sein Verdienst wäre erst die gute Leitung, und die muß erst nachgewiesen werden. In den Anfängen war sie schlecht genug. Der Gemeindebund hat die Schaffung nicht einmal angeregt, er hat sie nur geschehen lassen.

Herr Professor Philippson rühmt dem Gemeindebund ferner nach, daß er „sämtliche 11 auf der Grundlage der Freiwilligkeit aufgebauten Verbände von Gemeinden, von denen die größte Zahl seiner Initiative ihre Konstituierung verdanken, und 850 Gemeinden, darunter alle großen und fast alle mittleren, sowie zahlreiche kleine, in sich vereinigt habe".

Damit wäre nur bewiesen, daß dem Gemeindebund große Mittel zur Verfügung stehen und demgemäß große Ansprüche an seine Leistungen berechtigt wären. Den Provinzialverbänden aber leistet er nichts — er verlangt vielmehr von ihnen den Zehnten ihres Aufkommens. Und der Anschluß der Gemeinden besteht fast ausschließlich darin, daß die Gemeinden um einen größeren oder geringeren Beitrag angeschnorrt werden. Hier ist kein System, kein innerer Zusammenhang, kein gemeinsames Arbeiten, kein gemeinsames Ziel. Der Klingelbeutel wird mit mehr oder weniger Zudringlichkeit herumgereicht. Ein einziges Mal ist der Versuch gemacht worden, eine Art System in die Bemessung der Gemeindebeiträge zu bringen. Dieser Versuch scheiterte kläglich und mußte scheitern, weil der vorgeschlagene Umlagemodus (1 pCt. vom Einkommensteuer-Ertrag) geradezu unsinnig war. Die Gemeinde, die hartem Steuerdruck ausgesetzt ist, sollte danach um so höheren Beitrag an den Gemeindebund abführen. Selbstverständlich wurde solches Ansinnen abgewiesen. Außerdem beging man die merkwürdige Torheit, über einen systematischen Umlagemodus nicht mit den Großgemeinden sich vorher in der Stille zu verständigen, sondern ihn durch völlig unwirksamen „Gemeindetagsbeschluß" herbeizuführen.

Auf Grund jener systemlosen Behandlung oder vielmehr Vernachlässigung jedes ernsthaften Arbeitsplans, und auf Grund der ebenso systemlosen Schnorrtätigkeit beansprucht Herr Professor Philippson jetzt in seiner Geschichte des Gemeindebundes die Anerkennung, daß der Gemeindebund „der berufene Vertreter der deutschen Judenheit ist".

Ei, ei, Herr Professor! Wo bleibt denn der Verband der deutschen Juden, den Sie vor sechs Monaten unter historisch-schauerlichem Rückblick auf einen Zeitraum von zweitausend Jahren angepriesen haben?

Wo war denn bei jenen historischen Schauern der Gemeindebund, dessen Vorsitzender Sie sind?

Das eine oder das andere Mal müssen Sie sich geirrt haben. Wahrscheinlich das eine und das andere Mal.

Der Deutsch-Israelitische Gemeindebund ist nicht die Vertretung der deutschen Judenheit — er kann es nicht sein, so lange Sie an der Spitze stehen, mit Ihrer profunden Unkenntnis jüdischer Dinge, mit Ihrem Mangel an Vertrautheit mit jedem Verwaltungswesen, mit Ihrer völligen Unfähigkeit zu organisatorischer Tätigkeit.

Der Verband der deutschen Juden ist auch nicht die Vertretung der deutschen Judenheit und kann es seiner ganzen Struktur nach in Ewigkeit nicht werden.

Der Deutsch-Israelitische Gemeindebund sollte in gewissen weitgezogenen Grenzen die Vertretung der deutschen Judenheit sein. Und er könnte es sein, wenn er verständnisvoll geleitet würde.

Wie sehr es an der verständnisvollen Leitung fehlt, soll in einem folgenden Artikel an der Hand der Philippsonschen Reklameschrift gezeigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Judengesetz in Rußland.

Petersburg, 18. September.

Der kaiserliche Erlaß vom 11. August darf keineswegs als eine prinzipielle Aenderung der russischen Judenpolitik angesehen werden. Er bringt nicht einmal irgend welche wesentliche Besserung in die jetzige Lage der Juden. Vielmehr haben wir es hier mit einer Maßregel ad usum delphini zu tun, aber der „delphinus" ist nicht der neugeborene Thronfolger, sondern die westeuropäische öffentliche Meinung. Die Greuel in Kischinew lenkten die Aufmerksamkeit aller zivilisierten Völker auf die Lage der Juden in Rußland. Für die russische Regierung war dieser Umstand besonders unangenehm, weil gerade bei diesen Ereignissen der Antisemitismus der russischen Bureaukratie besonders scharf zutage trat. Man kann überhaupt sagen, daß in Rußland die antisemitische Bewegung hauptsächlich von den Regierungsbeamten getragen wird. Einer solchen Gesinnung zu huldigen, ist in vieler Hinsicht vorteilhaft. Man macht dabei die beste Karriere, und außerdem sind die Ausnahmegesetze gegen die Juden eine vorzügliche Einnahmequelle, wenn sie von Fall zu Fall in der Verwaltungspraxis übertreten werden. Was die Bestechlichkeit anbelangt, so zeigen hierbei unsere Bureaukraten die höchste Toleranz, und sind wohl der Ansicht,

daß das jüdische Geld ebenso gut riecht wie alles andere. Dabei bemüht sich aber die Regierung, den Anschein der Unparteilichkeit zu wahren und die Sachlage so darzustellen, als ob das einfache Volk von Haß gegen die Juden erfüllt sei, und die Regierung nur mit Not und Mühe die elementare Gewalt dieses Hasses dämmen könne. Dieses ganze Phantasiegebilde hat der Kischinewer Krawall unbarmherzig zerstört. Aus diesem Grund ist jetzt die russische Regierung bemüht, ihren Ruf der Unparteilichkeit wiederherzustellen.

Nur aus diesem Wunsch heraus kann der letzte Erlaß verstanden werden; denn die russischen Juden und überhaupt alle, die russischen Judengesetze kennen, wissen genau, daß in seinen 11 Paragraphen sehr viele Worte aber wenig neue Rechte enthalten sind. Im Ausland jedoch kann durch dieses Gesetz der Eindruck hervorgerufen werden, daß für die unterdrückten Juden wirklich eine Erleichterung geschaffen ist. Diejenigen, die sich im Labyrinth der russischen Judengesetzgebung zurechtzufinden vermögen, sind daher gewissermaßen verpflichtet, im Interesse der Wahrheit die ausländischen Leser über den wirklichen Inhalt dieses letzten Produktes russischer Gesetzgebungskunst aufzuklären.

Neue Rechte sind nur verliehen worden den Kommerzien- und Manufakturräten und den Soldaten, die sich am russisch-japanischen Krieg beteiligten. Diesen wird gestattet, überall zu wohnen (§ 6 und 7). Aber der Vertreter der ersten Kategorie gibt es so wenige, daß sie an den Fingern einer Hand abgezählt werden können — fünf! Von den Vertretern der zweiten Kategorie aber wird in jedem Fall eine Dekorierung oder wenigstens tadellose Diensterfüllung gefordert. Das Ermessen der Vorgesetzten wird also das Recht der jüdischen Soldaten bestimmen, wodurch es in der Praxis vielfach illusorisch gemacht werden kann.

Weiter bestimmt § 10 noch, daß alle die, die bis auf den heutigen Tag in den Städten der inneren Gouvernements Wohnrecht bekommen haben, solches auch behalten können, selbst wenn dabei gewisse Formalitäten unberücksichtigt gelassen waren. Solche Fälle gibt es nicht sehr viele. Sie waren eine gute Einnahmequelle für gewisse Beamte, die für Geld ein Auge zudrückten und diese Unkorrektheiten unbemerkt ließen.

Mit obigem ist aber auch alles genannt, was den Juden an neuen Rechten verliehen ist. Die übrigen Paragraphen sind weiter nichts, als eine authentische Interpretation der bestehenden Gesetze, eine Wiederherstellung ihres wahren Inhalts, der durch juristisch unlogische Entscheidungen des Senats willkürlich abgeändert worden war. So das Recht der Personen mit akademischer Bildung, Kaufleute erster Gilde, Handwerker und ausgedienter Soldaten (die vor Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gedient hatten), in den Dörfern des Ansiedelungsrayons zu wohnen. Auf sie bezogen sich die Bestimmungen des beschränkenden Gesetzes vom 2. Mai 1882 nicht, schon nach dem Prinzip „lex major generalis non derogat legi priori speciali", denn diese Personen haben durch ein Spezialgesetz, das bis jetzt in keinem Punkt abgeändert ist, das Recht, überall zu wohnen.

Wenn § 2 den in § 1 erwähnten Personen gestattet, Räumlichkeiten für ihre Wohnung oder zur Ausübung ihres Handels resp. Handwerks zu mieten, so fragt es sich, wie denn anders § 1 in die Wirklichkeit umgesetzt werden kann. Daß Personen mit akademischer Bildung (§ 3), die überall wohnen können, auch überall Handel und Gewerbe treiben dürfen, wurde bis jetzt als selbstverständlich vorausgesetzt. Daß die Frauen auch bei getrenntem Haushalt oder nach dem Tod des Mannes alle seine Rechte besitzen, ist auch weiter nichts als eine Interpretation des schon bestehenden Gesetzes. Ebenso verhält es sich mit § 8. Er gestattet den Kaufleuten erster und zweiter Gilde, sich während sechs resp. drei (früher zwei) Monaten im Jahr in den Gouvernements des Innern aufzuhalten. Früher nun durften diese Kaufleute nur zwei Reisen machen, während das neue Gesetz ihnen unbeschränkt viele Reisen zu machen gestattet; nur darf der Gesamtaufenthalt die angegebene Dauer nicht überschreiten.

Die russische Presse wird unter dem Drucke der Zensur den kaiserlichen Erlaß nicht kritisieren dürfen, und die russischen Leser, die sich nicht speziell für die Judenfrage interessieren, werden vielleicht in dem neuen Gesetz ein Zeichen der Judenfreundlichkeit der Regierung sehen. Dagegen läßt sich wenig tun. Aber wenigstens soll es der russischen Regierung nicht gelingen, die ausländische Leserwelt irrezuführen. Darum sei noch einmal betont, das neue Gesetz tut für die große Masse des jüdischen Proletariats (mehr als 4 Mill. Menschen) nichts. Sie verbleibt nach wie vor in ihrem rechtlosen Zustand, der mit jedem Tag für sie moralisch und ökonomisch unerträglicher wird.

Aus dem Tagebuch eines russisch-jüdischen Auswanderers.

Von Rabbiner Dr. **Beermann**-Insterburg.

Wir deutschen Juden sind im Allgemeinen ganz gut über die traurige Lage unserer russischen Brüder unterrichtet. Wir kennen die tausend Beschränkungen, die es ihnen in der russischen Heimat oft unmöglich machen, ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Nur wenige von uns aber dürften eine klare Vorstellung von den unsäglichen Schwierigkeiten und dem unbeschreiblichen Elend haben, das die jüdischen Auswanderer erdulden müssen, ehe sie an das Ziel ihrer Sehnsucht — meist Amerika — gelangen. Im laufenden Jahr ist durch den ostasiatischen Krieg mit seinen traurigen wirtschaftlichen Folgen und durch die immer judenfeindlicher sich zeigende Verwaltungspraxis der russischen Regierung der Strom der Auswanderer außerordentlich gewachsen. Den meisten Auswanderern fehlt nun die Möglichkeit, sich einen ordnungsmäßigen Gouvernementspaß zu verschaffen. Sie vertrauen sich daher Agenten an, von denen sie heimlich über die Grenze gebracht werden. Hierbei werden die unglücklichen Emigranten aufs schlimmste ausgebeutet. So wurden jüngst an etwa 30 Auswanderer Fahrkarten nach Antwerpen unter der Vorspiegelung verkauft, man könne damit bis nach Amerika fahren. Da die Agenten für die vorschriftsmäßige Untersuchung ihrer Kunden in der Insterburger Quarantäne nicht Sorge getragen hatten, so wurden die Armen durch die Polizei zwangsweise nach der Insterburger Kontrollstation transportiert. Hier stellte sich heraus, daß ihnen die nötigen Mittel fehlten — pro Person 140 M. — um als Zwischendeckpassagiere auf einem Schiff der Hamburg-Amerika-Linie ihre Reise anzutreten. Die dazu nötigen ca. 3000 M. wurden durch Sammlungen in Königsberg, Tilsit und Insterburg aufgebracht, und nur dadurch sind die Auswanderer vor dem traurigen Geschick bewahrt werden, zwangsweise in ihre russische Heimat zurückbefördert zu werden.

Solche Fälle ereignen sich hier und in anderen Kontrollstationen täglich. Wenn es nun verhindert werden soll, die Auswanderer der russischen Polizei auszuliefern, und ihnen durch Darbietung des zur Reise nötigsten geholfen werden soll, dann ist die Schaffung einer großen Hilfsorganisation

für diesen Zweck erforderlich. Es wird sich zunächst in Ostpreußen, der Grenzprovinz, ein provisorisches Komitee für diese Hilfsaktion bilden.

Da die erforderlichen Gelder sich auf jährlich rund 300 000 M. belaufen dürften, ist es nötig, daß in ganz Westeuropa unter den glücklicheren Glaubensbrüdern eifrig für diesen Zweck Propaganda gemacht wird.

Wer wie Schreiber dieser Zeilen oft Hunderte der unglücklichen Auswanderer in den engen Räumen des Kontrollgebäudes zusammengepfercht gesehen, in ihre schmerzerfüllten Augen und leiddurchfurchten Gesichter geblickt hat, möchte mit dem klagenden Propheten ausrufen אני הגבר ראה עני בשבט עברתו „Ich bin der Mann, der das Elend geschaut, den Szepter seines Grimmes". Um nun die guten Herzen meiner deutschen Brüder zu reichlicher Hilfstätigkeit für diese Unglücklichen zu bewegen, wollte ich in eingehender Schilderung ein getreues Bild des grenzenlosen Jammers entwerfen. Doch ich sollte der Mühe überhoben werden. Eines Tags fand ich unter einem Auswanderertrupp einen intelligent ausschauenden jungen Mann, der mir die hier folgenden Zeilen mit der Bitte um Veröffentlichung übergab. Seine Darstellung übertrage ich aus dem glänzenden Hebräisch meines Autors ziemlich wörtlich in unser geliebtes Deutsch. Nur die schwungvolle Einleitung, die sich wie der Prolog einer Tragödie liest, erlaube ich mir den Lesern vorzuenthalten. Statt dessen gestatte ich mir die prosaische Bitte auszusprechen, der Leser möge die folgende Erzählung so auf sich wirken lassen, daß reichliche Spenden diesen Aermsten zugewandt werden. כי אככה אוכל וראיתי ברעה אשר ימצא את עמי „Denn wie soll ich zusehen dem Unglück meines Volkes!" Und nun gebe ich Herrn „Chajim Ephrati", einem zweiundzwanzigjährigen Mann das Wort.

Auswandererelend.

Die Leiden, die mich auf meiner Reise betrafen und die ich mit Hunderten meiner unglücklichen Brüder teilte, will ich im folgenden schlicht und einfach erzählen — ich bin ja kein Schriftsteller, und mein Weh ist zu groß, als daß ich die Worte wählen könnte — vielleicht bin ich durch meine Mitteilungen unserem Volk von Nutzen.

1. Warum wir auswanderten.

Vor einigen Jahren wohnten meine Eltern in der Stadt W . . . . und führten ein ziemlich sorgloses Leben. Mein Vater besaß zwei stattliche Häuser und betrieb ein gutgehendes Spirituosengeschäft. Plötzlich traf uns ein schweres Mißgeschick: in einer Nacht legte eine Feuersbrunst unsere beiden Häuser in Asche. Versicherungsgesellschaften sind in Rußland noch wenig verbreitet, daher bereitete uns das Feuer unersetzlichen Verlust. Nach einem Jahr und drei Monaten kam das Monopolgesetz, das den Juden die Erlaubnis zum Handel mit Spirituosen nahm. Dadurch war mein Vater gezwungen, sein Geschäft aufzugeben. Vergebens suchte er über ein halbes Jahr nach Arbeit, um seine Familie ernähren zu können. In seiner Not beschloß er, zu seinem seit Jahren in Amerika wohnenden Bruder auszuwandern. Das gelang ihm auch. Sein jüdisch-religiöses Wissen in Bibel und Taldmud, das er früher, wie fast alle unsere heimischen Brüder, aus Frömmigkeit in hervorragender Weise gepflegt hatte, kam ihm jetzt zu Gute, indem er in Amerika eine jüdische Privatschule gründen konnte, die ihn reichlich ernährte. Nach dreiviertel Jahren hatte er mit Fleiß und Sparsamkeit soviel erübrigt, daß er für meine Mutter und uns vier Kinder hundert Rubel schicken konnte, mit der Weisung, daß auch wir zu ihm kommen sollten. Er könne es bei seiner Angst um uns, die wir in der Ferne verblieben, nicht aushalten. Um den Wunsch unseres Vaters erfüllen zu können, verkauften wir unsere Habe für weniges Geld.

2. Beim Agenten.

Nur im Besitz des nötigen Geldes wandten wir uns an den Agenten N. in Minsk. Auf gewöhnlichem Weg konnten wir nicht reisen, da man nach russischem Gesetz nur mit einem Gouvernementspaß über die Grenze fahren darf. Ein solcher Paß ist aber für arme Leute nicht erreichbar, umsoweniger, wenn — wie in unserem Fall — unter den Auswanderern sich Personen befinden, die ihrer Militärpflicht noch nicht genügt haben. Der Agent hatte es übernommen, nach Einzahlung unsres Geldes, uns nach New-York zu bringen, namentlich verbürgte er sich dafür, uns — auf nur ihm bekannten geheimen Umwegen — ungefährdet über die Grenze zu schmuggeln. Er redete uns eindringlich zu, ganz unbesorgt zu sein, und schwor uns mit heiligen Eiden, daß es uns an nichts fehlen solle, und daß wir ohne Schwierigkeiten unser Ziel erreichen würden. Wir glaubten seinen Worten, zahlten ihm 78 Rubel als Handgeld, während 243 Rubel für die Hauptagentur in Verwahrung genommen wurden. Würden wir ohne Benutzung eines Agenten die Reise unternommen haben, so hätten wir die Bahn- und Schiffahrtskosten mit ca. 270 Rubel bestreiten können; jetzt aber mußten wir 321 Rub. zahlen, so daß der Agent 51 Rub. an uns verdiente. Als er die ihm gezahlte Summe eingesteckt hatte, wurde der Agent plötzlich wortkarg und rauh, gab uns auf unsre Fragen kaum Antwort und wies uns mit rohen Schimpfworten von sich. Zwei Tage ließ er sich nicht blicken, am dritten Tage gab er Befehl zum sofortigen Aufbruch nach der Bahn.

3. Auf dem Bahnhof.
Reise nach Minsk und Grodno.

Auf dem Bahnhof mußten wir dem Fuhrmann die Transportkosten für unser Gepäck — gegen die Verabredung mit dem Agenten, der alles bestreiten wollte — aus unsrer Tasche bezahlen. Nach einer Stunde erschien ein Mann bei uns, als Abgesandter des N., und versicherte, daß er uns Billets zur Fahrt holen wolle, verlangte aber einstweilen, daß wir ihm einen Rubel borgen sollten. Nach einer weiteren Stunde eröffnete er uns, daß er den Rubel dem Gendarm habe „als Bestechungsgeld" geben müssen, damit dieser unsere Reise nicht verhinderte. Das gleiche Verfahren wurde auch gegen unsre 25 Leidensgefährten angewandt. Wir mußten still sein. Von Minsk ging es nach Grodno. Hier wurden wir von einem Helfer des N. empfangen, der uns einen vollen Tag in einen engen Stall einpferchte, ohne uns auch nur die geringste Nahrung zu reichen. „Ihr müßt euch vor der Polizei verstecken", hieß es.*)

4. Suwalker Nachtlager.

Von Grodno ging es nach Suwalk, wo wir wieder eine Nacht in einem kalten, feuchten Stall uns aufhalten mußten; 25 erwachsene Menschen mit etwa 30 Kindern in einem so engen Raum eingesperrt, daß sie weder sitzend noch liegend,

*) Das ist begreiflich, wenn man erwägt, daß auch die Beihilfe zur ungeregelten Auswanderung nach russischen Gesetzen strafbar ist.

sondern nur stehend verweilen konnten! Ein strenger Befehl des Agenten untersagte uns, mit einander zu sprechen, damit die Polizei nichts erfahre. Schweigend standen wir im Dunkel der Nacht; nur das Weinen der Kinder unterbrach die Stille. Von Zeit zu Zeit schlug der Wächter in brutaler Weise die Kleinen, wenn sie gar zu laut jammerten. Endlich kam der Morgen. Mächtige Wagen standen vor dem Stall, in diese wurden wir hineingetrieben. Ueber uns und zu unsrer Seite wurde Stroh aufgeschüttet, so daß wir ganz darunter begraben waren. In dieser Lage mußten wir ungefähr drei Stunden aushalten. Viele von uns wurden betäubt und ohnmächtig; hätte es noch länger gedauert, wären wir allesamt erstickt.

5. Das umgekehrte Schilfmeerwunder.

Unentdeckt waren wir unter dem bergenden Stroh in die Nähe der Grenze gekommen. Schon glaubten wir; alle Leiden überwunden zu haben. Wir irrten. Wir standen erst am Beginn einer Reihe furchtbarer Drangsale. Von dem Wagen wurden wir in ein Gasthaus gebracht, wo ein jeder 15 Kopeken — lediglich für den kurzen Stehaufenthalt daselbst — entrichten mußte. Nicht die geringste Speise wurde uns verabreicht. Dann führte uns der Gastwirt in ein verfallenes Haus, das weder Fenster noch Oefen hatte, und durch dessen schadhaftes Dach der Regen sich in Strömen ergoß. Wie aus Kannen fielen die Regenfluten auf uns hernieder, daß wir das umgekehrte Schilfmeerwunder an uns erleben konnten. Unsre Väter weilten im Wasser wie im Trocknen, wir im Trocknen wie im Wasser. Die Kinder erstarrten vor Frost und Nässe und gepeinigt vom Hunger — denn unsre Wegzehrung wurde uns vom Fuhrherrn nicht ausgeliefert — weinten bitterlich, und in diesem elenden Zustand blieben wir von morgens 10 Uhr bis nachts 12 Uhr. Bedenkt man, daß die Kinder in dem naßkalten Raum 15 Stunden ohne jegliche Nahrung bleiben mußten, so wird man sich ein ungefähres Bild von dem Jammer machen, der Eltern und Kinder in diesem Gefängnis erfüllte. Um 12 Uhr kam der vermeintliche Erlöser, der uns in das Gasthaus zurückführte, wo unser Gepäck geblieben war. Hier mußten wir bis 3 Uhr verweilen, nicht etwa auf Bänken sitzend, sondern wieder auf ungedielter Erde kauernd. Wer dachte da nicht an die Talmudstelle: „Die späteren Nöte lassen immer die früheren vergessen!" Es sollte noch schlimmer kommen.

6. Gefährlicher Grenzübergang.

Endlich kamen zehn Kerle von riesigem Körperbau, nahmen unser Gepäck und befahlen uns barsch, ihnen zu folgen. Eiligen Schritts, mit Zusammenraffung unsrer letzten Kraft, bemühten wir uns, den unbekannten Männern zu folgen. Mehr als eine Stunde mußten wir unter strömendem Regen, bis über die Knöchel in dem lehmigen, sumpfigen Boden einsinkend, durch Gruben und Gestrüpp hindurchschreiten. Vielen versagten die Kräfte, und wir fürchteten, in die Lehmlöcher rettungslos zu versinken. Meine kleine zweieinhalbjährige Schwester mußte auf diesem Marsch abwechselnd von meiner Mutter und mir getragen werden. Unsere Führer fürchteten, daß der Lärm uns den nahen Grenzwächtern verraten und dann unter Umständen unserer ganzen Reisegesellschaft von 25 Familien verhängnisvoll werden könnte. Die russischen Grenzwächter haben die Weisung, jeden Grenzflüchtling, der auf den Anruf nicht sogleich stehen bleibt, auf der Stelle zu erschießen. Daher schlugen sie die Kinder, um sie zum Schweigen zu bringen, und zwar derartig, daß die Kleinen ohnmächtig in die Arme ihrer Mütter sanken. Ungefähr eine kleine Meile von der Grenze entfernt wurde uns geboten, Halt zu machen, und zwei unserer Führer gingen aus, um zu spionieren, ob der Uebergang für uns frei sei. Nach ungefähr zwei Stunden kamen sie zurück, gaben ein Zeichen, daß die Luft rein sei, und nun ging's von dort in einen dichten Wald. Hundertmal fielen wir über Baumstümpfe. Einmal fiel ich und schlug mir Stirn und Schläfen blutig. Ein junges Mädchen brach infolge der ungewohnten Anstrengungen ohnmächtig zusammen. Erst nach einiger Zeit hörten wir ihr Stöhnen. Auf unsere Bitte holten sie zwei der Führer und trugen sie zu den Leidensgenossen. Was wir auf diesem Marsch erduldeten, kann ich nicht schildern. Die Angst vor den Grenzwächtern, die Riesenanstrengung des Marsches durch Sumpf und Dickicht, das kann nur eine geübtere Feder als die meinige darstellen.

7. Auf deutschem Boden.

Nach langem Irren kamen wir in ein Haus. Wir waren in Deutschland. Wie glücklich fühlten wir uns im Land der Freiheit! Wir sprachen mit bebenden Lippen das Dankgebet für Erlösung aus schwerer Gefahr. Jetzt glaubten wir uns geborgen und meinten, daß unsere Reise ohne Hinderung und Störung von Statten gehen könne. Nach Verlauf von vier Stunden kam ein Wagen. Unser Gepäck wurde aufgeladen, und wir folgten 1½ Meilen zu Fuß, bis wir an ein deutsches Zollamt kamen. Hier wurden unsre Sachen revidiert. Von da ging es ohne Störung nach Insterburg. Doch nicht nach Insterburg selbst, sondern in die dortige Kontrollstation.

8. In Insterburg.

Wir fanden im engen Raum ca. hundert Menschen. Ihr elendes Aussehen, ihre abgehärmten Züge erzählten uns nichts gutes. Viele von ihnen sagten, daß sie in diesem Raum schon mehrere Wochen weilten und nur Hering und Brod zur Nahrung erhielten. Kranke, Frauen und Männer, standen abseits, Verzweiflung in den Mienen, Kinder weinten und drängten sich an ihre unglücklichen Mütter. Bald wurde man miteinander vertraut und wir tauschten unsere Erlebnisse aus. Dann wurden wir von einem Arzt untersucht. Eine Anzahl, die dieser nicht für gesund hielt, wurden ausgemustert und sollte nach ihrer Heimat zurücktransportiert werden. Bei anderen stellte sich heraus, daß die Angabe des russischen Agenten über die Höhe der Reisekosten falsch gewesen; es fehlte ihnen das nötige Geld zur Weiterreise, und auch sie wurden verdammt, den schweren Weg nach Rußland wieder anzutreten, um dann in der Heimat noch elender zu sein als zuvor. Augenblicklich sind hier eine große Anzahl Augenkranker*) und viele Kopfkranke.**) Nach einiger Zeit kam der Rabbiner; er bat den Vorsteher der Baracke, ihm einige Kranke, die nach Rußland zurücktransportiert werden sollten, anzuvertrauen, um sie auf seine Kosten pflegen und heilen zu lassen. Er erinnerte uns dabei an das Bibelwort: לא תסגיר עבד לאדוניו „du sollst den Knecht nicht seinem Herrn ausliefern!" Zu diesen Auserwählten, die vor dem traurigen Geschick, nach Rußland zurückbefördert zu werden, durch den Rabbiner bewahrt wurden, gehörten meine Mutter mit drei kleinen Kindern und ich. Der Arzt hatte bei diesen eine Augenkrankheit entdeckt. Wir sollten nach Rußland zurückgesandt werden. Es gelang mir, die Baracke zu verlassen und

*) Granulose.

**) Favus-Kranke, die nach dem amerikanischen Landesgesetz dort nicht landen dürfen.

zum Rabbiner zu gehen. Unter Tränen erzählte ich ihm mein Leid. Er tröstete mich und versprach mir zu helfen. Wirklich setzte er durch, daß wir drei ihm behufs Auskurierung übergeben wurden, um später als genesen unsere Reise fortsetzen zu können. Mit uns wurden noch andere vom Rabbiner in die Augenklinik nach Königsberg geschickt. . . .

*

Soweit mein russischer Freund. Mögen unsre glücklicheren Glaubensbrüder schnell und wirksam helfen.

Ich bin Salomo.

Von Albert Katz.

I.

In einem fernen, fremden Land irrte einst elend und verlassen der große Salomo umher. Er war plötzlich seiner Krone beraubt, seiner Familie, seinem Volk und seinem Vaterland entrissen worden. Asmodai, der König der Geister, lautet eine alte Sage, hatte den weisen Beherrscher der Juden in eine von Jerusalem 400 Meilen entfernte Gegend geschleudert, selbst aber des Verstoßenen Gesicht und Aussehen angenommen und als den König der Juden sich ausgegeben. Von seinem früheren Ruhm, seinem Reichtum und seiner Ehre hatte Salomo außer der Weisheit nichts weiter als die Erinnerung zurückbehalten.

So irrte er nun als weiser Bettlerkönig unstät und flüchtig von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, überall von seiner ehemaligen Größe erzählend, sein gegenwärtiges Leid klagend, und allen, die ihm begegneten, die Worte: „Ich bin Salomo" zurufend, aber nirgends Trost, bei Niemandem Glauben und Gehör findend. Vor dem Tor einer Stadt sah er einmal alte, ehrwürdige Männer, dem Anschein nach Richter, beisammen sitzen, und hörte, wie sie in ihrem Urteil auf ihn, auf seine Sprüche sich bezogen. Er eilte schnell auf sie zu und sprach: „Ich bin der, auf den Ihr Euch soeben bezogen habt, ich bin Salomo, die Sprüche, die Ihr soeben angeführt habt, sind meinem Weisheitsborn entquollen". Allein die Männer sahen einander stumm an, schüttelten mitleidsvoll das Haupt — und ließen ihn durch ihre Diener entfernen. „Nun werde ich mich", dachte der Verkannte, „an die Gelehrten, die den Menschen nicht nach seinen Kleidern beurteilen, wenden; sie werden mich schon erkennen und mir zu meinem Recht verhelfen". Er faßte frischen Mut, trat in eine Gelehrtenschule ein und hörte seine Sprüche zitieren, seinen Namen mit Ehrfurcht nennen.

„Hier bin ich", rief er ihnen entgegen; „ich, ich bin es, dessen Namen Ihr soeben erwähnt habt: ich bin Salomo!" Aber auch die Gelehrten schenkten seinen Worten keinen Glauben, und die Aerzte, die sich unter ihnen befanden, erklärten ihn für — wahnsinnig.

Mutlos verließ er die Gelehrtenschule und setzte seine Wanderungen fort. Da hörte er aus einem Haus fröhlichen Gesang auf die Straße dringen. Aufmerksam lauschte er den lustigen Liedern, die, wie er sich klar und deutlich erinnerte, er selbst einst gesungen hatte. Die trügerische Hoffnung umgaukelte ihn noch einmal mit ihren verführerischen Bildern und Aussichten und ließ ihn in das fröhliche Haus einkehren, wo lustige Männer beim Wein versammelt waren und an den von ihm gedichteten Liedern sich ergötzten.

Auf den Geist des Götter und Menschen erfreuenden Weines und Sanges vertrauend, näherte er sich den singenden Zechern und sprach mit lauter, Ueberzeugung einflößender Stimme zu ihnen: „Ich bin Salomo!" Doch kaum waren diese Worte seinen Lippen entfahren, als alle Anwesenden in ein schallendes Gelächter ausbrachen, wie reißende Wölfe über ein schwaches Lamm über ihn herfielen, ihn verhöhnten, beschimpften und beleidigten und als Wahnsinnigen, ja als Betrüger aus dem Haus jagten. . . .

* * *

Auf einem Stein außerhalb der Stadt saß nun, einem vagabundierenden Bettler gleich, der weise Salomo und weinte und klagte bitterlich:

„Wo ist das Meer, wo ist der See,
Daß sie faßten mein tiefes Weh?
Ach, Leib und Herz sind mir zerrissen,
Das Aug bedeckt von Finsternissen."

„Mein Ruhm ist hin, meine Ehre verloren; ich bin zwar noch Salomo, aber ein armer, blutarmer Salomo! Wehe! wehe! die Weisheit des armen Mannes ist verachtet!"

II.

Seit fast zwei Jahrtausenden irrt Israel, wie einst sein weiser König, elend und verlassen, verhöhnt und verachtet in der Welt umher. Asmodai, der König der bösen Geister, die sich der Herzen seiner Söhne bemächtigt hatten, hat es seinem Geburtsort, seinem Heiligtum entrissen und in weite, entlegene Länder geschleudert. Das Licht seiner Lehre, das in Nord und Süd, in Ost und West die Finsternis des Heidentums verscheucht hat; die Weisheit seiner Könige, die herrlichen Lieder seiner Dichter und Psalmisten sind ein Gegenstand der Bewunderung, das Eigentum der Nationen geworden, Israel selbst aber ist verhöhnt, gedemütigt und verachtet. Auf seinen Wanderungen hörte es oft seine Widersacher ausrufen: „Das Gebot der Nächstenliebe hat unsere Religion der Welt offenbart, Frieden und Eintracht verkündet nur unsere Lehre". Mit zitternden Händen hielt Israel ihnen seine heilige Thora entgegen und rief: „Sehet! was hier geschrieben steht: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst". „Liebet den Fremdling". „Du sollst dich nicht rächen und Feindschaft nicht nachtragen". . . „Fort, Jude, fort!" donnerte man ihm entgegen, „unser ist die Lehre, unser das Gebot der Nächsten-, der Fremdenliebe, unser Glaube ist der wahre, echte, allein seligmachende".

Israel hörte auf seinen Irrfahrten in den Gotteshäusern verschiedener Völker seine Psalmen singen, sein „Amen" sprechen, seine „Hallelujahs" anstimmen.

„Wehe, wehe!" rief es tränenden Auges seinen Feinden zu: „Wenn Ihr mich hasset, warum singt Ihr die Psalmen meines Königs David, warum sprecht Ihr in meiner Sprache Amen und Hallelujah?"

„Fort, Jude, fort!" lautete die Antwort; „was geht dich unser Gottesdienst, was gehen dich unsere Psalmen an? fort, Jude, fort, oder wir geben dich der Vernichtung preis!"

Und nicht allzuselten haben Israels Feinde ihre Drohungen in die Wirklichkeit umzusetzen angefangen! Nicht allzuselten ergoß sich aus Israels Augen ein Tränenmeer, das von dem Blut seiner hingemordeten Söhne und Töchter rötlich gefärbt war. —

Endlich erschien am Horizont der Völker die Sonne der Humanität und sandte ihre goldenen Strahlen auf die ganze Erde nieder. Auch Israel glaubte sich von dieser Sonne beschienen und wollte schon erleichtert aufatmen. Da versammelten sich die Fledermäuse, Eulen und Maulwürfe und kreischten und heulten: „Die humanitären Errungenschaften der Neuzeit sind

unser Werk, nur für uns erdacht und erkämpft worden, nicht aber auch für Israel, für die Semiten".

Selbstbewußt und über die ihm widerfahrene Behandlung empört, schlägt Israel seinen Gegnern das Buch der Lehre auf und zeigt ihnen das seit vier Jahrtausenden dort niedergeschriebene Gebot: „Gleiches Recht sei bei euch für den Eingeborenen wie für den Fremdling, der im Lande weilt".

„Torheit, Einbildung", hört Israel von verschiedenen Seiten rufen: „Fort, Jude, fort! Israel ist ein ätzendes und zersetzendes Element im Leben der Nationen, das Judentum ist beschränkt und engherzig!"

Nun begreift Israel, was es heißt, Gnadenbrod essen, auf den Fortschritt vertrauen oder durch Gesetze — gleichgestellt sein, und unwillkürlich muß es an die Worte des unglücklichen Salomo denken: „Wehe! wehe! die Weisheit der Armen ist verachtet".

III.

Der verlassene Salomo hatte aber, selbst als er betrübten Herzens auf dem Stein außerhalb der Stadt saß, nicht aufgehört, der weise Salomo zu sein. Selbst als er von aller Welt verachtet und verkannt war und den Uebermütigen zur Zielscheibe ihres Spottes dienen mußte, zweifelte er nicht an sich und fühlte sich als König Salomo. Das Bewußtsein seiner Würde und seines Werts erhielt ihn in den Tagen des Unglücks, verlieh ihm den Mut und die Kraft, den Kampf gegen Asmodai aufzunehmen und ihn zu besiegen.

Salomo, so spinnt jene Sage ihre Fäden fort, kehrte nach vielen erlebten Abenteuern in sein Vaterland zurück, gewann wieder sein altes Gesicht und die Majestät seines früheren Aussehens; Asmodai verschwand, und der so schwer Geprüfte bestieg in Jerusalem auf's Neue den Thron seines Vaters David.

Und auch Israel, dessen Lebensgeschichte in der Sage über das Schicksal seines ehemaligen, glorreichen Königs Salomo sich auffallend klar abspiegelt, kennt und verkennt nicht seinen Wert als nützliches Glied im Organismus der Völker, auch Israel hat, trotz aller Stürme des Spottes, Hasses und Neides, die es von der Oberfläche zu verwehen drohten und drohen, den Glauben an sich selbst und an die von den Propheten geweissagte Zukunft nicht verloren. Selbst als es zu Boden geworfen und mit Füßen getreten wurde, verzweifelte es nicht und gab diesen seinen Glauben nicht auf. Nur seine physischen Kräfte sind durch die Länge der Zeit gelähmt worden, nicht aber auch sein fester, eiserner Wille, nicht aber auch sein Hoffen, Sehnen und Wollen; gegen dieses erwies sich Asmodai, in welcher Gestalt er auch auftrat, als machtlos. Israel lebt und fühlt seine Schmerzen und Leiden; es fühlt wie Dolchstiche im Herzen die Wirkung der Lügen und Verleumdungen seiner Hasser und Neider, darum schreit es zuweilen auf, darum weint es, wie einst sein König Salomo, die bittersten Tränen über das ihm zuteil gewordene Schicksal; aber es verzweifelt nicht, läßt den Mut nicht sinken, es läßt sich nicht aus der Reihe der lebenden Nationen ausstoßen und vom Schauplatz der historischen Weltbühne verdrängen.

Literarisches.

Das Rätsel: Jude. Der Roman eines modernen Juden. Von A. Halbert. Zweite Auflage. Verlag von Hans Priebe & Co. in Berlin-Steglitz.

Das kleine Buch könnte die Arbeit eines talentvollen Anfängers sein. Es war jedenfalls unrecht, sie in Druck zu geben. Zwar ist schon ungleich schlechteres gedruckt worden. Doch gerade die Begabung des Verfassers hätte die sorgfältigere Behandlung verdient. Er wird schon noch lernen, mit Worten etwas sparsamer zu sein und den rechten Ausdruck für seine Gedanken zu finden. Die Vorrede zu seinem Buch ist eine förmliche Wörter-Orgie. Lauter Sauce, gar kein Braten. Der Inhalt des Buchs ist selbst gegenüber dem geringen Umfang erstaunlich mager. Der Verfasser hat Nietzsche verschlungen, verdaut hat er ihn nicht. Nietzsche macht mit dem Wein seiner Rede trunken — der Verfasser glaubt Nietzsche ähnlich zu sein, wenn er trunken stammelt oder sich trunken stellt.

Zionstöchter. Von A. Halbert. Verlag von Hans Priebe & Co. in Berlin-Steglitz.

Derselbe Verfasser, dieselben Mängel. Skizzen, die nur für den Autor von Wert sind. Den ganz kurzen Erzählungen, denen der Kern fehlt und die in Stimmung förmlich ertrinken, ist ein Dramachen angefügt, in dem Moses Sendung als durch Jitro und seine Tochter Zipora vermittelt erscheint. Mose und Zipora tauschen Reden, die tendenziös sein sollen, aber nur geschwollene Redensarten sind. Zipora spricht aus dem Schlaf. Es lohnte die Mühe nicht, sie zu belauschen, und die Indiskretion nicht, das Erlauschte wiederzugeben.

Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden und der jüdischen Gemeinden in den Posener Landen. Von Rabbiner Dr. A. Heppner und Lehrer J. Herzberg. Mit Beiträgen von Rabbiner Dr. L. Lewin. Viertes Heft. Verlag von Israel Tuch in Koschmin. Preis: 75 Pfennig.

Was die vorigen Hefte versprochen, hält die Fortsetzung. Die Arbeit ist überaus verdienstlich und sollte in jeder Provinz so geleistet werden, wie es hier in vorbildlicher Weise geschieht. Die künftige Geschichte der Juden ist nicht möglich ohne solche Bausteine, deren Zusammentragung überaus mühselig, aber auch überaus dankenswert ist.

Die Politik.

(Rechtsgleichheit in Preußen.) Die Stadtverwaltung in Münder a. Deister (Hannover) schrieb in der „Tierärztlichen Rundschau" die Stelle eines ordentlichen Fleischbeschauers aus. Ein Herr, der sich darauf meldete, erhielt folgende Zuschrift:

J.-Nr. 3448. Münder, 8. Septbr. 1904.

Auf Ihr Gesuch vom 25. v. M. teilen wir Ihnen mit, daß wir beschlossen haben, Ihnen die ordentliche Fleischbeschau für den Bezirk der Stadt Münder zu übertragen, falls sie nicht mosaischer Konfession sind. Wir fragen nun bei Ihnen an, ob Sie die Wahl annehmen. Ihrer Antwort sehen wir umgehend entgegen.

Der Magistrat. J. V.: H. D. Pape.

Als der Tierarzt hierauf antwortete, er sei allerdings mosaischer Konfession, erhielt er folgendes Schreiben:

Der Magistrat. Münder, 10. Septbr. 1904.
J.-Nr. 3619.

Auf Ihr Gesuch vom 25. v. Mts. teilen wir Ihnen mit, daß die Wahl auf einen anderen gefallen ist.

Die eingereichten Papiere erhalten Sie anbei zurück.

J. V.: H. D. Pape.

Die Stadt Münder befolgt nur das Beispiel des preußischen Staates. Sie kann nichts dafür, daß dieser so schlechtes

Beispiel gibt. — In der hannöverschen Zeit wäre das nicht geschehen.

* * *

(Gartenbau-Unterricht.) Seit Juli d. J. weilen vier angehende Lehrer, die ihre Ausbildung am Seminar der Alliance Israélite zu Paris eben vollendet haben, in der Israelitischen Eriehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover, um dort Gartenbauunterricht zu erhalten und sich im Handfertigkeitsunterricht weiter zu vervollkommnen. Die Alliance hat die Ueberzeugung gewonnen, daß das große Elend unserer armen Glaubensgenossen im Orient in erster Linie dadurch beseitigt werden kann, daß man bereits in den Kindern während ihrer Schulzeit den Trieb und die Handgeschicklichkeit für Handwerk und Bodenkultur weckt; sie richtete daher vor einiger Zeit an die Direktoren ihrer sämtlichen Schulen Fragebogen betreffend die Einführung dieser Unterrichtszweige. Sämtliche Direktoren haben erwidert, daß sie nach ihren Erfahrungen diese praktischen Unterrichtsfächer für außerordentlich wichtig zur Heranbildung der jüdischen Jugend halten, und deren Einführung an ihren Schulen mit Freuden begrüßen würden.

Jene jungen Lehrer sollen also in Ahlem studieren, wie man die jüdische Jugend von Klein auf bei mäßiger, doch regelmäßiger Hand- und Gartenarbeit so erzieht, daß auch sie — trotz des Mangels der Tradition — durch allmähliche Sammlung nützlicher Kenntnisse, durch Stählung des Körpers gegen Witterungseinflüsse, und nicht zuletzt durch Eingewöhnung von Herz und Hand in das freie Leben der Natur fähig wird, nicht nur ein Handwerk, sondern auch die Landwirtschaft oder den Gartenbau als Lebensberuf zu ergreifen. Diese Art der Erziehung schließt ja die Wahl irgend eines anderen Berufs keineswegs aus; vielmehr sprechen die Erfahrungen, die man besonders in den Vereinigten Staaten mit ihr gemacht hat, dafür, daß sie auch für jeden anderen Beruf die tauglichste erste Vorbereitung ist. — Man kann sich leicht denken, mit welchem Eifer die jungen Fremden in Ahlem an die zum Teil ungewohnte Arbeit gingen; sollen sie doch in kurzem alles, was sie lernen und üben, in den Ländern ihrer Heimat praktisch anwenden und als Pioniere einer ganzen Generation von Lehrern die neue Erziehungsmethode an mehreren Schulen der Alliance einführen helfen. Herr Salomon Reinach, der Vizepräsident der Alliance, der kürzlich die Anstalt besuchte, konstatierte mit großer Freude, daß die jungen Leute in der verhältnismäßig kurzen Zeit gute Fortschritte gemacht haben, und äußerte, daß er im Zentralkomitee den Antrag stellen wolle, für die Folge Lehramtskandidaten in größerer Anzahl und für längere Zeit nach Ahlem zu senden.

Sobald in Ahlem der jetzt projektierte Neubau vollendet sein wird, beabsichtigt der Vorstand der Israelitischen Erziehungsanstalt, einen regelmäßigen Kursus in Handfertigkeit und Gartenbau für jüdische Lehrer einzurichten, an dem voraussichtlich auch Lehrer der Baron Hirsch-Stiftung in Galizien teilnehmen werden.

Herr Direktor Courdy von der jüdischen Gartenbauschule in Plessis-Piquet bei Paris war gleichfalls mehrere Tage in Ahlem und hat sich davon überzeugt, daß die dort gehandhabte Erziehungsmethode besser als die des Instituts Plessis-Piquet geeignet ist, Juden dauernd dem Handwerk und der Bodenkultur zuzuführen, und wird infolgedessen bei seiner Rückkunft dem Vorstand Abänderungsvorschläge machen.

* * *

(Hilfsaktion.) Von dem Hilfsfonds von 100 000 Frs., den die Alliance Israélite Universelle vor kurzem für die notleidenden Juden Rußlands bestimmt hat, sind zunächst die folgenden Summen durch Beschluß des Zentral-Komitees vom 13. d. M. überwiesen worden: nach Lodz 15 000, nach Bialystock 10 000, nach Odessa 10 000, nach Wilna 6000, nach Libau 4000, nach Dubrowno 3000 Frs.

Bei der Judenhetze in Smjela (Gouv. Kiew), die von den Tageszeitungen bereits gemeldet wurde, sind nicht weniger als 98 Häuser und 142 Läden, die Juden gehörten, zerstört worden. Die Gemeinde von Smjela ist dadurch in großes Elend versetzt. Die Alliance hat zur Bestreitung der dringendsten Anforderungen dem Grundeigentümer von Smjela, Senator Grafen Alexis Bobrinsky, 5000 Frs. übermittelt. Graf Bobrinsky ist als Wohltäter der Juden bekannt.

Auch der Hilfsverein der deutschen Juden hat auf Grund einer Depesche für die durch die Krawalle in Smjela Geschädigten sofort telegraphisch zur Linderung der ersten Not 2000 Mark überwiesen.

Nach den bisherigen Feststellungen sind die Ruhestörungen sehr ernste gewesen; 98 Häuser und 142 Läden und Buden, die Juden gehören, sind demoliert und geplündert worden.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Graf Alexis Bobrinsky der Großgrundbesitzer in Smjela und gleichzeitig Senator ist, sich der Geplünderten in hingebendster Weise angenommen hat.

Er hat es auch übernommen, die sachgemäße Verteilung der eingelaufenen Gelder zu besorgen, ihm gebührt der aufrichtige Dank aller human Denkenden.

Da die Not, die infolge des Brandes in Wilkomir entstanden ist, sich als außerordentlich groß herausgestellt hat, so hat der Hilfsverein der deutschen Juden auch für diese Notleidenden weitere 2000 Mark bewilligt, zusammen bisher 3600 Mark. Außerdem hat das Frankfurter Hilfskomitee für die osteuropäischen Juden, dem Hilfsverein für den gleichen Zweck weitere 1000 Mark zur Verfügung gestellt, sodaß auch diese an die Abgebrannten gesandt werden konnten.

* * *

(Edler Wetteifer.) In der „National-Zeitung“ lesen wir:

Die Meldungen über Judenunruhen in Kowno haben sich als geradezu phantastische Uebertreibungen erwiesen. Es ist nicht ein Dutzend Juden, es ist nicht einmal ein Jude, ja nicht einmal ein halber Jude den Unruhen zum Opfer gefallen, sondern nur der Finger eines Juden, und sogar das ist nicht ganz sicher, denn aus der jetzt veröffentlichen amtlichen Meldung geht keineswegs hervor, daß derselbe nicht vielleicht geheilt werden könnte. Das Dementi besagt: Kowno, 13. September. (Meldung der „Russischen Telegraphen-Agentur“.) Hier ist alles ruhig. Das Gerücht von Unruhen, die sich gegen die Juden gerichtet hatten, ist dadurch entstanden, daß sich vor einem Monat bei einem Gewitter im öffentlichen Garten eine Schlägerei entwickelte, bei dem einen Jude in den Finger gebissen wurde. Schon vor dem Eintreffen der Polizei war die Ruhe wieder hergestellt. Der Zwischenfall blieb ohne weitere Folgen.

In einer Zeit, wo im fernen Osten mehr als einmal „ein Kosak“ als gefallen gemeldet werden mußte, hätte der gebissene Finger des Kownoer Juden nicht zu einer solchen Moritat aufgebauscht werden dürfen, noch dazu, wo das Gewitter doch immerhin als mildernder Umstand angesehen werden zu müssen scheint. Daß einem zivilisierten Juden in den Finger gebissen wird, kann selbst im zivilisierten Westen einmal vorkommen, zumal — bei einem Gewitter. Die russische Telegraphen-Agentur tut sehr wohl daran, diesen Fall ein-